

Dr. Jonna Rock

Russischsprachige Jüdinnen*Juden in Berlin.

Zwei Interviews zur Sprachpraxis während des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine

Working Paper VIII

Der Gang der Geschichte(n).
Narrative über Jüdinnen und Juden,
Judentum, die Shoah und Israel

Tanja Lenuweit (Hg.)

Der Gang der Geschichte(n) wird gefördert von der Bundeszentrale für politische Bildung und dem Auswärtigen Amt.



Auswärtiges Amt

Dr. Jonna Rock

Russischsprachige Jüdinnen*Juden in Berlin.

Zwei Interviews zur Sprachpraxis während des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine

Working Paper VIII

Der Gang der Geschichte(n).
Narrative über Jüdinnen und Juden,
Judentum, die Shoah und Israel



Das Projekt »Der Gang der Geschichte(n). Narrative über Jüdinnen und Juden, Judentum, die Shoah und Israel« wird von Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung seit Juli 2019 umgesetzt und endet im Juni 2023.

Herausgeberin: Tanja Lenuweit
Lektorat: Konrad Krämer, Tanja Lenuweit
Gestaltung: Gaston Isoz

Juni 2023

Working Paper des Projekts

Working Paper I

Von einer lokalen zu einer globalen Community. Zur jüdischen Geschichte Syriens

Working Paper II

Hidden Stories of Damascene Jews. A collection of the cultural memory of the last generation of Jews in Damascus

Working Paper III

*Narrative über Jüdinnen*Juden, Judentum, die Shoah und Israel in Syrien*

Working Paper IV

Von Repression und Emanzipation. Jüdisches Leben in Russland von der Oktoberrevolution bis heute

Working Paper V

*Traditionen, Kontinuitäten und Veränderungen. Narrative und Diskurse über Jüdinnen*Juden in Marokko*

Working Paper VI

*Russischsprachige Jüdinnen*Juden, Russlanddeutsche und Russinnen*Russen. Gruppenübergreifende Interviewarbeit im russophonen Deutschland*

Working Paper VII

Jüdische (Un-)Sichtbarkeiten. Verhandlungen von Antisemitismus und antislawischem Rassismus in der zweiten Generation jüdischer Kontingentflüchtlinge

Working Paper VIII

*Russischsprachige Jüdinnen*Juden in Berlin. Zwei Interviews zur Sprachpraxis während des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine*

Alle Working Paper sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Herausgeber unzulässig und strafbar.

Minor – Projektkontor für Bildung und Forschung gGmbH
Alt-Reinickendorf 25
13407 Berlin

www.minor-kontor.de
Kontakt: t.lenuweit@minor-kontor.de
www.minor-kontor.de/der-gang-der-geschichten



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einführung	9
Postsowjetische jüdische Migration nach Deutschland	11
Sprachsituation in der Sowjetunion	13
Interview am 13. November 2022	15
Unterschiedliche Behandlung von ukrainischen Geflüchteten	15
»... das ganze sowjetische System war so russischdominiert«	17
Bemerkungen zum ersten Interview	19
Interview am 15. Mai 2023	21
Russischsprechend in Berlin	21
Wie ist es jetzt, in der Berliner Öffentlichkeit Russisch zu sprechen?	21
Beziehung zur Herkunft und zur russischen Sprache	22
Bemerkungen zum zweiten Interview – Wandel von Anastassias und Gretas Wahrnehmungen	24
Literaturverzeichnis	27

Vorwort

Das Projekt der »Gang der Geschichte(n)« setzt sich mit Narrativen zu Jüdinnen*Juden, Judentum, der Shoah und Israel in vier ausgewählten Herkunftsländern von Zugewanderten – Syrien, Marokko, Polen und Russland – und in den entsprechenden Communitys in Deutschland auseinander. Dazu werden Expert*innen mit Länderrecherchen beauftragt und qualitative Interviews in den Communitys von Zugewanderten durchgeführt. Uns interessiert dabei, ob und wie sich Narrative der Herkunftsländer in Deutschland verändern und welche Wechselwirkungen sie mit deutschen Narrativen eingehen. Ein besonderer Fokus liegt auf jüdischem Leben in den Herkunftsländern und der Sichtbarmachung von jüdischen Perspektiven. Die Ergebnisse unserer Recherchen werden veröffentlicht und bei Fachtagungen vorgestellt.

Zum Herkunftsland Russland und zu russischsprachigen Communitys in Deutschland wurden bereits drei Working Paper veröffentlicht. Das Working Paper »Von Repression und Emanzipation. Jüdisches Leben in Russland von der Oktoberrevolution bis heute« analysiert die wechselvolle Geschichte der jüdischen Gemeinschaft in Russland. Dabei werden dominante Themen und unterschiedliche Diskursstränge sowie ihre Wandlungsprozesse deutlich. Die Publikation setzt sich außerdem mit jüdischer Selbstwahrnehmung, Neuverhandlungen der Geschichte, gegenwärtigem Antisemitismus und dem Umgang Russlands mit diesen Themen unter dem aktuellen Präsidenten Vladimir V. Putin auseinander. Das Working Paper war gerade fertiggestellt, als der russische Angriffskrieg auf die Ukraine begann, und wurde noch um ein Nachwort erweitert. Aufgrund seiner Relevanz wurde es in einer gekürzten Form ins Russische übersetzt.

Für die Zugewanderten-Recherche wurden Interviews mit drei unterschiedlichen Gruppen durchgeführt und die Ergebnisse vergleichend in einem Band zusammengefasst: »Russischsprachige Jüdinnen*Juden, Russlanddeutsche und Russinnen*Russen«. Themen der Interviews waren u.a. Migrationserfahrung, Diskriminierung, Religiosität und Erfahrungen als Jüdin*Jude und mit Jüdinnen*Juden sowohl im Herkunftsland als auch in Deutschland.

Das dritte Working Paper »Jüdische Unsichtbarkeiten« setzt sich mit Verflechtungen von Migrationserfahrung, Antisemitismus und antislawischem Rassismus auseinander. Grundlage des Texts sind vier qualitative Interviews mit Angehörigen der zweiten Generation jüdischer Kontingentflüchtlinge. Thematisiert wurden dabei Fragen nach Zugehörigkeit und Identität, aber auch die Erfahrung von Fremdzuschreibung und Diskriminierung.

Das vorliegende Working Paper nimmt Bezug auf eine Diskussion, die seit dem russischen Angriffskrieg auch im russophonen Berlin geführt wird und die Verschränkung von Sprache, Politik und Identität verdeutlicht: Wie umgehen mit der Muttersprache Russisch, die nun vor allem als Sprache des Aggressors angesehen wird. Die Auseinandersetzungen sind auch im Kontext russischer Machtpolitik zu betrachten: Russland erhebt den Anspruch, für russischsprachige Menschen weltweit sprechen zu dürfen. Dies spiegelt sich im Konzept der *russkij mir* wider, der *Russischen Welt*, die alle einschließt, die Russisch sprechen, unabhängig von ihrem Wohnort und ihrer Selbst-

definition. Die *ruszkij mir*, so verspricht die gleichnamige Stiftung auf ihrer Webseite, kann und soll alle vereinen, denen das russische Wort und die russische Kultur wichtig sind, egal wo sie leben, sei es in Russland oder anderswo. Die gemeinsame Sprache wird als Grundlage der Zugehörigkeit zur *ruszkij mir* angesehen, und die russische Sprache wird in diesem Konzept als nationales Eigentum betrachtet. Der angebliche Schutz russischsprachiger Menschen dient dabei als Vorwand, um geopolitische Interessen zu verfolgen.

Grundlage des Textes sind zwei Interviews, die im Abstand von einem halben Jahr mit zwei Jüdinnen geführt wurden, deren Muttersprache Russisch ist. Beide Frauen kamen im Kindesalter als Kontingentflüchtlinge mit ihren Familien nach Deutschland, die eine aus Moskau, die andere aus Odesa. Den Interviews liegt die These zugrunde, dass sich die Bedeutung der Muttersprache Russisch durch den Krieg verändert hat.

Beide Frauen reden im ersten Interview über ihre Erfahrung, sich verteidigen und erklären zu müssen, dass man nicht (einfach) »Russe« ist. Es sei problematisch geworden, auf offener Straße Russisch zu sprechen, da die Sprache mit dem Aggressor verbunden wird. Die eigene Identität, die Tatsache, dass beide Frauen jüdisch sind und eine der beiden sogar aus der Ukraine stammt, ist in bestimmten Situationen für die Wahrnehmung von außen nicht erkennbar.

Im zweiten Interview ein halbes Jahr später zeigt sich, dass die Verbindung von Sprache und Identität ein Thema geblieben ist. Beide Frauen stellen eine Beziehung zwischen der Sprache und ihrer jüdischen Identität her. So fühlt die aus der Ukraine stammende Greta eine größere emotionale Nähe zum Jiddischen als zum Russischen, obwohl niemand in ihrer Familie mehr Jiddisch spricht. Für die in Moskau geborene Anastassia wiederum beinhaltet das Russische besondere Codes, die auf eine jüdische Kollektivität hinweisen und die sie daran erinnern, »dass wir als aschkenasische Juden alle aus einem Shtetl sind« (Anastassia).

Juni 2023

Tanja Lenuweit

Einführung

Im folgenden Text werden Erfahrungen, Wahrnehmungen und Reflexionen von zwei in Berlin lebenden russischsprachigen jüdischen Frauen, Greta Zelener-Dejzman und Anastassia Pletoukhina, vorgestellt und analysiert. Im Fokus stehen dabei die komplexe Sprachgeschichte der Zugewanderten und ihre Erfahrungen mit dem Gebrauch der russischen Sprache während des aktuellen russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine.

Greta und Anastassia lebten bereits vor Kriegsbeginn in Deutschland. Als sogenannte Kontingentflüchtlinge kamen sie im Kindesalter mit ihren Familien nach Deutschland. Anastassia ist aus Moskau, Greta aus Odesa eingewandert. Ich habe mit beiden am 13. November 2022 ein Gespräch geführt und sie zu ihren Erfahrungen als russischsprachige Menschen seit dem Beginn der russischen Invasion in die Ukraine befragt. Ein halbes Jahr später, am 15. Mai 2023, habe ich sie erneut interviewt, um zu sehen, ob und wie sich ihre Wahrnehmungen und Einstellungen im Laufe der Zeit parallel zum Krieg verändert haben.

Eine bestimmte Sprache zu sprechen bedeutet, sich in einem bestimmten kulturellen Kontext zu sozialisieren, in dem sich Werte und Lebensstil insbesondere durch die Sprache manifestieren. Als eine »Sprachideologie« definiert Wingstedt ein solches System von »largely unconscious ideas, attitudes and beliefs pertaining to language and linguistic behavior« (Wingstedt 1996: 10). Auch bei russischsprachigen Jüdinnen*Juden in Deutschland findet sich eine solche komplexe Beziehung von Sprache, Politik und Identität. Sie haben selbst (oder in der Folgegeneration) das Jiddische als Muttersprache aufgegeben, sind zum Russischen übergegangen und haben nach ihrer Auswanderung in die Bundesrepublik Deutsch gelernt. Im Laufe ihrer Geschichte haben sich russischsprachige Jüdinnen*Juden in Deutschland mit verschiedenen und vielfältigen kulturellen Kontexten und Sprachen (jüdisch/jiddisch, deutsch, russisch, ukrainisch usw.) auseinandergesetzt. Ihre Nationalität ist dabei nicht automatisch mit ihren Sprachen und ihrer ethnischen Zugehörigkeit in Einklang zu bringen.

Anastassia und Greta sind deshalb in einer besonderen Position, um ihre Ansichten über die gegenwärtige Situation von Russischsprechenden in Berlin darzulegen – wo sich die Bedeutung ihrer Muttersprache Russisch, so meine Hypothese, durch die Eskalation des Krieges stark verändert hat. In gewisser Hinsicht wird im Folgenden Gretas und Anastassias Sprach-Geschichte erzählt, eine vielfältige Geschichte über die Rolle der Sprache in Zeiten des Krieges, gesehen durch die Linse der individuellen jüdischen und/oder hybriden Perspektive der beiden Frauen. Die vorliegende Darstellung erhebt dabei nicht den Anspruch, repräsentativ zu sein für die Ansichten der russischsprachigen jüdischen Bevölkerung in Berlin oder Deutschland. Sicher jedoch geben die geschilderten Erfahrungen und Reflexionen Aufschluss für die gegenwärtige Situation. Zudem sind, wie ich finde, Anastassia und Greta Expertinnen ihrer eigenen Erfahrungen, die es wert sind, gehört zu werden.

Deutschland – Zufluchtsland während des aktuellen Krieges und europäisches Zentrum für die postsowjetische Diaspora

Infolge der russischen Aggression gegen die Ukraine, die im Februar 2022 eskalierte, wurden zahlreiche Zivilpersonen vertrieben. Nach Angaben der UNHCR haben bereits mehr als acht Millionen Menschen die Ukraine verlassen, schätzungsweise weitere 5,9 Millionen sind innerhalb des Landes vertrieben worden (Stand: April 2023, UNHCR. Ukraine Emergency). Die Zahl der registrierten Geflüchteten in Deutschland liegt bei etwa einer Million (Stand: April 2023, UNHCR. Operational Data Portal, Ukraine Refugee Situation).

Der Fall der ukrainischen Zwangsmigrant*innen in Deutschland und in der gesamten EU ist insofern außergewöhnlich, als sie nicht als Flüchtlinge eingestuft werden, sondern einen vorübergehenden Schutzstatus auf der Grundlage der EU-Richtlinie über vorübergehenden Schutz erhalten, die zum ersten Mal seit ihrer Verabschiedung im Jahr 2001 (Richtlinie 2001/55/EG des Rates) in Kraft getreten ist. Dies ermöglichte Geflüchteten aus der Ukraine den sofortigen Zugang zum Arbeitsmarkt, zu Wohnraum, Sozialhilfe, medizinischer und anderer Unterstützung (Europäische Kommission, 2022).

Im Gegensatz dazu haben Russinnen*Russen aus den postsowjetischen Gebieten – wie andere Migrant*innen auch – kein automatisches Recht auf Zuzug nach Deutschland. Sie müssen sich um andere Möglichkeiten der Einreise und des Aufenthalts in Deutschland bemühen, z. B. um Arbeitsvisa oder Asyl. Ihre Zahl ist schwer zu ermitteln, nach Angaben des Statistischen Bundesamtes leben insgesamt 263.300 Bürger*innen der Russischen Föderation in der Bundesrepublik (Statistisches Bundesamt, 2021).

Deutschland hat in Bezug auf den russischen Einmarsch in die Ukraine im Februar 2022 keine zusätzlichen offiziellen Einreisebeschränkungen für Russinnen*Russen eingeführt. Sie müssen (weiterhin) ein Visum oder einen Asylantrag stellen. Aufgrund von Empfehlungen der EU-Kommission (Europäische Kommission: Vertretung in Deutschland, 2022) werden jedoch alle Dokumente und Sicherheitskontrollen strenger geprüft.



Postsowjetische jüdische Migration nach Deutschland

Die postsowjetische Migration nach Deutschland vor dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine unterscheidet sich stark von der anderer europäischer Länder: Für Aussiedler*innen/Spätaussiedler*innen ebenso wie für sowjetische/postsowjetische Jüdinnen*Juden galt im Vergleich zu anderen nach Deutschland einwandernden Personen eine Sonderregelung. Seit 1987 sind über 2,3 Millionen russischsprachige Spätaussiedler*innen nach Deutschland eingewandert (Panagiotidis 2019: 5). In den 1990er Jahren kamen etwa 220.000 postsowjetische Jüdinnen*Juden ins Land, davon etwa 40.000 nach Berlin (Remenick 2007: 317). Bereits vor dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine gab es in der Bundesrepublik die größte russischsprachige Bevölkerung außerhalb der ehemaligen Sowjetunion, die auf 3,5 Millionen geschätzt wird (Pürckhauer 2022: 1).

Die Sonderbehandlung von Aussiedler*innen/Spätaussiedler*innen beruht auf dem Verständnis eines ko-ethnischen Status gegenüber Deutschen, da sie von jenen deutschen Ausgewanderten abstammen, die im 18. Jahrhundert auf Einladung von Katharina der Großen nach Russland kamen. Während des Zweiten Weltkriegs wurden ihre Nachkommen in der Sowjetunion der Kollaboration mit dem »Dritten Reich« verdächtigt; vier Millionen Russlanddeutsche wurden auf Befehl Stalins in entlegene Regionen im asiatischen Teil des Landes, nach Sibirien und nach Kasachstan, deportiert (Kaiser & Schönhuth 2016: 12; Kühl 2000: 256). Gemäß dem deutschen Grundgesetz, Artikel 116 (1), besitzen Aussiedler*innen/Spätaussiedler*innen das Recht, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen und sich in der Bundesrepublik niederzulassen. Hiermit sollte sowohl die Anerkennung einer historischen Verantwortung nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen werden, als auch ein Mittel zur Bekämpfung der damaligen kommunistischen Ideologie (von Koppenfels, 2014).

Als Reaktion auf Berichte über den wachsenden Antisemitismus in der Sowjetunion forderte der Jüdische Kulturbund Berlin 1990 die DDR-Regierung auf, sowjetische Jüdinnen*Juden nach Ostdeutschland einwandern zu lassen. Nach der Wiedervereinigung griff der Bundestag diese Initiative auf, und im Januar 1990 erlaubten die Innenminister von Bund und Ländern Jüdinnen*Juden aus der zerfallenden Sowjetunion, sich im Rahmen des Kontingentflüchtlingsgesetzes (HumHAG; Casteel 2018: 181) in Deutschland niederzulassen. Jüdinnen*Juden konnten ihre Staatsbürgerschaft behalten und daher ohne Visum in ihre alte Heimat reisen, besaßen aber dennoch eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis in Deutschland (Becker 2001: 61). Mit Inkrafttreten des neuen Zuwanderungsgesetzes zu Beginn des Jahres 2005 können Jüdinnen*Juden aus den Nachfolgestaaten eine Niederlassungserlaubnis nach dem Zuwanderungsgesetz erhalten. Somit beantragen postsowjetische Jüdinnen*Juden seit 2005 den Aufenthalt in Deutschland auf der gleichen Rechtsgrundlage wie andere Nicht-EU-Bürger (Beck 2019; Panagiotidis 2016: 211; Dietz 2006). Zwischen 2005 und 2008 sind 10.985 Jüdinnen*Juden aus der ehemaligen Sowjetunion eingewandert, 47% aus der Ukraine und 33% aus Russland (Hirsland 2009: 11–12).

Von 1990 bis 2010 verfügte Berlin über die am schnellsten wachsende jüdische Gemeinde der Welt (Plamper 2019: 238). Russischsprachige Jüdinnen*Juden machen heute etwa 80% der Berliner jüdischen Gemeinschaft aus. Von den verbleibenden 20% der in Berlin lebenden Jüdinnen*Juden sind etwa 75% deutsch-jüdisch, während 5% ursprünglich aus Israel stammen (Schoeps 2018; Kranz 2015).

Meine beiden Gesprächspartnerinnen sind 1986 und 1990 in der ehemaligen Sowjetunion geboren und aus dem heutigen Russland bzw. der Ukraine ausgewandert. Für beide war Russisch Muttersprache, sowohl in der damaligen Sowjetunion als auch im heutigen Russland und der Ukraine. In Berlin fühlen sie sich meist eher als Russinnen denn als Jüdinnen wahrgenommen. Die Sprachsituation in der ehemaligen Sowjetunion ist für das Verständnis der gegenwärtigen Selbst- und Fremdwahrnehmungen von Anastassia und Greta deshalb ein wichtiger historischer Kontext, der im Folgenden kurz dargestellt werden soll.

Sprachsituation in der Sowjetunion

Mit der Auflösung der Sowjetunion erhielten 14 Länder, die unter dem Mantel der russischen Sprache (sowie durch eine gemeinsame Ideologie und Geschichte, bspw. den Zweiten Weltkrieg) vereint waren, lokale Sprachen als Amtssprachen (Pavlenko 2008: 276).

Tatsächlich waren diese lokalen Sprachen bereits in der Sowjetunion offiziell Amtssprachen in ihren jeweiligen Sowjetrepubliken. Die Sprachpolitik, *korenizatsiya* (unter Stalin und Lenin), hatte bereits in den 1920er Jahren die Stärkung der lokalen Sprachen in der Sowjetunion zum Ziel (Pavlenko 2008: 280). Sprachen, die noch keine Verschriftlichung besaßen (z.B. Karakalpakisch in Usbekistan), erhielten zunächst ein arabisches, dann ein lateinisches und schließlich ein kyrillisches Alphabet (abhängig von der Ausgangssprache), und es war möglich, die eigene Aus- und Weiterbildung in einer dieser Sprachen zu erhalten.

Laut Runge (1995: 16–17) wurde das Jiddische als Literatursprache gefördert, zumindest offiziell. Das sibirische Birobidschan wurde 1928 zur jüdischen autonomen Stadt erklärt, mit Jiddisch als Amtssprache, obwohl die Mehrheit der Bevölkerung der Stadt nicht jiddischsprachig war. In Belarus war Jiddisch in den 1920er und 30er Jahren einige Jahre lang neben Russisch, Polnisch und Belarussisch die Amtssprache. Es gab Zeitungen in jiddischer Sprache, unter anderem in Moskau, Charkiw und Minsk, und auch in Schulen wurde auf Jiddisch unterrichtet: »(...) by 1933, almost half of all Jewish children in school in Belorussia and the Ukraine, areas of the former Pale, were attending a Yiddish school« (Gitelman 1991: 10–11).

Bereits zehn Jahre nach der Einführung der *korenizatsiya* wurde die ideologisch motivierte Entscheidung getroffen, dass 192 unterschiedliche Sprachen die Verwaltung erschwerten und zugleich die russische Sprache vernachlässigt würde (Pavlenko 2008: 280). Bereits 1989 war für 23–47 % der Bevölkerung von Kasachstan, Lettland, Moldawien und der Ukraine Russisch die Erstsprache. Allerdings waren 35 % der Kasachinnen*Kasachen, Lettinnen*Letten und Ukrainer*innen russisch (Spolsky 1999: 187, Pavlenko 2008: 283).

And ethnic Estonians, Latvians, and Lithuanians, having proclaimed independence, immediately distanced themselves from their *second* language, Russian. While many, if not most, spoke Russian fluently, they associated it with the oppressive Soviet regime and thus saw it as incompatible with pursuit of an independent national identity (Pavlenko 2005: 220, Hervorhebung der Autorin.).

¹ Diese zum Teil erzwungene Assimilation galt in der Sowjetunion auch für andere Bevölkerungsgruppen wie z.B. Ukrainer, Weißrussen, Karelier, Tschuwaschi, Mordwinier, Mari (vgl. Dostál & Knippenberg 2013; Silver 1974).

Gemäß Kessler (2003: 3.1.4) waren Jüdinnen*Juden in der Sowjetunion die am stärksten russifizierte Gruppe.¹

(...) die Schließung jüdischer Schulen und die starke Beschränkung jiddischsprachiger Publikationen führten sukzessive zur Übernahme der russischen Sprache und zu einem Verlust des Jiddischen, der Sprache des Großteils der sowjetischen Juden. 1897 hatten noch 96,9% aller Juden im zaristischen Rußland Jiddisch als ihre Muttersprache angegeben (...). Bei der Volkszählung von 1926 erklärten immerhin noch 70% der sowjetischen Juden, daß Jiddisch ihre Muttersprache sei, 1959 waren es 21%, 1970 17,7% und 1979 nur noch 14%. (...) Für 83% aller Juden war 1979 jedoch Russisch die Erstsprache (Kessler 2003: 3.1.4).

Stalin sah in der jüdischen Identität ein Hindernis für eine loyale sowjetische Identität. Kampagnen wie z.B. die »Ärzteverschwörung«² sollten Jüdinnen*Juden aus akademischen und sozialen Feldern verdrängen (Ro'i 1991: 119). Es war schwierig, das eigene Jüdischsein nach außen hin zu leben. Hebräisch als Religionssprache wurde in den späten 1920er Jahren verboten. Bücher in Jiddisch – der Alltagssprache – wurden aus den Bibliotheken entfernt und jiddischsprachige Institute, Schulen und Zeitungen geschlossen bzw. eingestellt (Runge 1995: 17). Die jüdische Gemeinschaft wurde so, trotz ihrer Verteilung auf mehrere Republiken, allmählich sprachlich und kulturell vereinheitlicht bzw. aufgelöst (auch wenn Jüdinnen*Juden bereits größtenteils assimiliert waren).

Die Abwendung vom Jiddischen und die Hinwendung zum Russischen beruhten auf der Auffassung, dass das Russische ein Schlüssel zum sozialen Aufstieg sei (Gitelman 1991: 13). Gitelman spricht jedoch von einer neuen Ära für Jüdinnen*Juden in der Sowjetunion in den frühen 1970er Jahren: Sie durften auswandern (Gitelman 1991: 16–18). Viele gingen nach Israel und in die Vereinigten Staaten, während andere der in der Sowjetunion Verbliebenen ihre jüdische Identität – sowohl ethnisch als auch religiös – wiederbelebten.³

For the first time in decades, Jewish identity came to mean for many identification with Israel, the Hebrew language, and the worldwide Jewish people. (...) While the majority of Soviet Jews remained with their passive identity and socially defined culture, a significant minority, highly visible within and without the USSR, had moved to active identity and culture (Gitelman 1991: 17).

Die Mehrheit betrachtete die jüdische Ethnizität/Zugehörigkeit jedoch weiterhin als »ein Problem« und strebte nach Assimilation in die sowjetische Gesellschaft (Gitelman 1991: 21).

- 2 Die »Ärzteverschwörung« (1953) war ein antisemitisches Komplott des sowjetischen Geheimdienstes, das sich gegen prominente jüdische Ärzte richtete. Ihnen wurde vorgeworfen die Ermordung führender Regierungs- und Parteifunktionäre geplant zu haben. Insgesamt 37 Menschen wurden verhaftet und teilweise gefoltert. Der Prozess und die anschließende Säuberung fanden nicht statt, weil Stalins Tod (5. März 1953) dazwischenkam. Im April gab die Prawda bekannt, dass eine erneute Prüfung des Falles ergeben hatte, dass die Anschuldigungen gegen die Ärzte falsch waren. Die Ereignisse markieren den Höhepunkt des staatlich geförderten Antisemitismus unter Stalin. Vgl. WP IV, Zwischen Repression und Emanzipation, 2022:16f
- 3 Mehr dazu im WP IV des Projekts: Von Repression und Emanzipation. Jüdisches Leben in Russland von der Oktoberrevolution bis heute. (2022)

Interview am 13. November 2022

Anastassia Pletoukhina ist 36 Jahre alt (geb. 1986) und arbeitet als Programm-Managerin bei der Jewish Agency in Berlin, einer internationalen Organisation, die sich weltweit für jüdische Bildung einsetzt. Anastassia schloss ihr Studium der Sozialwissenschaften in Berlin im Jahr 2021 mit einem Dokortitel ab. Sie ist in Moskau geboren. 1998 kam sie im Alter von zwölf Jahren mit ihren Eltern und Großeltern als Kontingentflüchtling nach Lübeck, wo sie aufgewachsen ist. Die Familie entschied sich für Lübeck, weil Anastassias Großmutter dort eine gute Freundin hatte. Ihre Mutter ist aufgrund ihres Großvaters patrilinear jüdisch.⁴ Anastassias Vater ist Russe.

Anastassias Eltern wollten nach Deutschland auswandern, in der Hoffnung auf ein sichereres Leben, sowohl finanziell als auch hinsichtlich ihrer jüdischen Herkunft. In Moskau hatten sie ihre jüdische Herkunft versteckt, um als Russen wahrgenommen zu werden. Erst in Deutschland erzählten die Eltern ihrer Tochter, dass sie Jüdin ist. Bis dahin verbargen die Eltern dies als Geheimnis, auch vor ihr.

Unterschiedliche Behandlung von ukrainischen Geflüchteten

Anastassia erzählt, dass sie es befürwortet, dass ukrainische Geflüchtete unbürokratisch nach Deutschland kommen können, auch wenn einzuwandern für ihre Familie damals viel schwerer gewesen sei. Sie erzählt:

Wir [in Deutschland] haben die Kapazitäten. Ich bin glücklich darüber, dass wir jetzt viel mehr mit einer höheren Selbstverständlichkeit [ukrainischen Geflüchteten] helfen können und Hilfsstrukturen aufbauen können ... Ich habe über die Zeit aber mitbekommen, dass es bei weitem nicht überall so ist. Es gibt zum Beispiel jüdische Gemeinden, die eine ganz andere Beziehung dazu haben, teilweise, weil sie mehr prorussisch sind und viele, das muss man auch sagen, aus der Ukraine stammenden Menschen sich auf die russische Propaganda beziehen. Und obwohl vielleicht ihre verbliebenen Immobilien bombardiert werden, sagen sie trotzdem »Ja, aber das ist ein Befreiungskrieg.« Meine in Odesa unter Bomben sitzenden Verwandten warten auf den Befreier. Also es sind nicht so eindeutige Geschichten, die sich da abspielen. Und auch ganz viele sind ja bewusst aus diesen Ländern weggezogen und auch aus der Ukraine bewusst weggezogen, weg vom Antisemitismus und haben da überhaupt keine Affinitäten, jetzt den Ukrainern zu helfen und sagen »Ja, ihr habt uns ermordet, verfolgt und diskriminiert.« Also das ist auch eine Realität. Und hier in Deutschland sind ja parallel auch andere Geflüchtete gekommen, und dass sie anders behandelt werden als diejenigen aus Ukraine, finde ich schwierig. Es tut mir leid für die anderen Geflüchteten.

⁴ Nach dem traditionellen jüdischen Gesetz (Halacha) ist jüdisch, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde oder zum Judentum konvertiert ist. Das reformierte Judentum erkennt Personen als jüdisch an, wenn sie einen jüdischen Elternteil haben, sei es die Mutter oder der Vater. Patrilineare Jüdinnen* Juden sind väterlicherseits jüdisch. Die in der Sowjetunion übliche ethnisch-nationale Definition des Jüdischseins basierte jedoch auf der väterlichen Linie, die auch in den sowjetischen Pässen unter Punkt 5, wo unter der Nationalität »еврей« für Jude (eigentlich: Hebräer) eingetragen war.

Schließung von Bankkonten als Folge des »Russischseins«

Anastassia erklärt weiter, dass sie sich in Berlin als Russin wahrgenommen und dadurch diskriminiert fühlt, vor allem seit der Eskalation des Krieges. Im März 2022 wurden ihr Bankkonto und die Konten ihrer Familie plötzlich geschlossen. Sie erklärt:

Unsere gesamte Familie hat russische Staatsbürgerschaften. Wir haben alle unsere Konten mit russischen Pässen angemeldet. Anfang März konnte meine Mutter plötzlich keine Überweisungen machen, unsere Miete ging nicht mehr durch und das Gehalt von meinem Mann kam nicht an, und ohne Vorankündigung. Wir hatten einfach plötzlich keinen Zugang mehr zu unseren Bankkonten. Ich rufe bei der Bank an und der Bankmann schwafelte irgendwas vom Geldwäschegesetz und dass ich wohl in Verdacht geraten bin ... Es geht mir nicht um diese Beziehung zwischen Russland und Deutschland, sondern es geht mir um meine Rechte als in Deutschland lebende Person ... In meinem Fall hat sich das relativ schnell gelöst, weil ich dann meinen deutschen Pass vorgelegt habe. Aber bei den anderen in meiner Familie und bei meinem Mann und seiner Familie, die keine deutsche Staatsbürgerschaften haben, wird das Konto jetzt regelmäßig alle zwei Monate gesperrt.

»Sprich nicht so laut russisch ...«

Meine Mutter sagt gelegentlich: »Sprich nicht so laut russisch ...«. Und ich muss ehrlich sagen, dass ich auch unglaubliche Schuldgefühle gehabt habe, auch bei den Hilfeaktionen, bei denen ich rund um die Uhr irgendwie involviert war, dass ich aus Moskau bin. Und jedes Mal musste ich sagen »Ich bin aus Moskau, wobei aber wir sind eigentlich Juden, die schon seit 25 Jahren in Deutschland leben«. Also ich muss dann wirklich meine Lebensgeschichte erzählen. Und dass jetzt alle Ukrainer Ukrainisch sprechen wollen und sich vom Russischen distanzieren ... Ich denke, es ist eine sehr emotionale Zeit und für viele Menschen ist es wichtig, durch die ukrainische Sprache Solidarität mit der Ukraine zu zeigen, viel mehr als sonst außerhalb von Kriegszeiten. Ich habe viele getroffen, die vor Jahren aus der Ukraine nach Deutschland ausgewandert sind, und sie konnten es kaum abwarten, ihre ukrainische Staatsbürgerschaft aufzugeben. Sie wollten Englisch und Deutsch lernen, da sie nur Russisch konnten. Jetzt sind die Ukrainer in der Situation, dass sie wie verrückt Ukrainisch lernen.

Greta Zelener-Dejzman ist 32 Jahre alt (geb. 1996). Sie arbeitet in der Erwachsenenbildung und hat in Berlin promoviert. Greta ist freiberufliche Beraterin, unter anderem für die Bundeszentrale für politische Bildung. Sie ist in Odesa geboren und kam mit ihrer Familie nach Berlin, als sie sechs Jahre alt war. Die meisten jüdischen Einwandernden aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wurden zur Erstaufnahme auf das gesamte Bundesgebiet verteilt. Da Gretas Tante jedoch seit den 1980er Jahren in Berlin lebte und ihre Großmut-

ter väterlicherseits dort geboren war, konnten ihre Eltern in die Hauptstadt ziehen. Sie waren nach Deutschland ausgewandert in der Hoffnung auf ein sichereres Leben, sowohl finanziell als auch hinsichtlich ihrer jüdischen Herkunft. In Odesa hatten bereits die Großeltern das Jiddische aufgegeben und Gretas Eltern typisch russische statt jüdische Namen gegeben. Gretas Eltern inszenierten sich selbst als Russen.

Das Jüdischsein verstecken in Odesa, das Russischsprechen verstecken in Berlin

Greta beschreibt ihre Situation seit der Eskalation des Kriegs gegen die Ukraine:

Seit der Kriegseskalation ist es bei meinen Eltern schnell passiert, dass sie spazieren waren und untereinander Russisch gesprochen haben, einfach nur im Park, im Tiergarten, und dann Passanten sie angeschrien haben »Russen raus«. Und mein Vater ist dann in einen Erklärungszwang gekommen, »Wir sind aber daher usw.«, und er erklärt, dass er hier schon seit über 25 Jahren lebt und aus der Ukraine stammt. Er hat das Gefühl, er müsse sich jetzt verteidigen und erklären und ich versuche ihm zu vermitteln: »Du kannst es auch einfach ignorieren. Du bist nicht in der Pflicht, irgendjemandem irgendwas hier beizubringen oder zu erklären, wenn der dich komplett ohne Wissen anschreit. Das bist du diesem Menschen gar nicht schuldig.« Alle versuchen sich eben von Russland zu distanzieren, was ich einerseits nachvollziehen kann, aber andererseits wieder mitzerleben, dass meine Eltern das Gefühl haben, sich wieder verstecken zu müssen, also sich sozusagen wie damals in Odesa als Juden verstecken zu müssen, sich hier jetzt wieder als Russischsprachige verstecken zu müssen, um nicht damit wieder in Verbindung gebracht zu werden, einfach ständig dem Stress entgehen und entfliehen zu müssen und ständig in Stresssituationen zu sein ... das tut mir total leid. Was ich jetzt in meiner ich sag mal jüdischen Bubble aber als ziemlich positiv wahrnehme, ist zum Beispiel die Aufnahme von ukrainischen Geflüchteten in den Gemeinden. Das ist heutzutage in meinen Augen einfach sehr viel besser strukturiert, sehr viel mehr Hilfe wird angeboten als damals, als meine Eltern gekommen sind. Es schmerzt ein bisschen, weil ich weiß, wie viel meinen Eltern dadurch entgangen ist, wie schwer es für sie war Arbeit zu finden, mit den Abschlüssen und der Rente, die nicht anerkannt worden sind.

»... das ganze sowjetische System war so russischdominiert«

Greta erzählt, dass ihre Eltern kein Ukrainisch beherrschen. Sie haben die Sprache zwei Jahre lang in der Schule gelernt und verstehen es ein wenig, aber nicht mehr. Greta erinnert sich:

Sie wussten, sie haben bessere Berufschancen, wenn sie sich der Mehrheit anpassen, die Russisch auf dem Markt oder in den Berufen, in Universitäten usw. spricht. Weil das ganze sowjetische System war so russischdominiert, was den Alltag, Feiertage und so viele Bereiche des Lebens angeht, dass sie sich dem, glaube ich, gefügt haben. Und es kam gar nicht zu diesem Vermissten vom Jiddischen, die Muttersprache ihrer Eltern, weil ihnen das als Missstand irgendwie nicht bewusst war.

Greta besuchte eine jüdische Grundschule in Berlin, und die nicht russischsprachigen Schüler*innen nahmen die russischsprachigen Schüler*innen als Russinnen*Russen wahr, weil sie Russisch sprachen, was nicht als coole Sprache galt, und weil sie russische Kulturtraditionen mitbrachten. »Hier in Deutschland wurden wir während meiner gesamten Kindheit als Russen wahrgenommen, und in der ehemaligen Sowjetunion galten wir offiziell als Juden, weil wir in unseren Pässen so eingetragen waren. Also fühlten wir uns dort und hier nicht wirklich zu Hause.« Gretas Ehemann ist auch russischsprachig jüdisch, stammt aber aus Russland. Sie erzählt:

Ich musste daran denken, dass mein Mann am Hauptbahnhof als Arzt viel geholfen hat und dabei eben Russisch gesprochen hat. Und es war in dem Moment gar kein Problem. Dann haben sich alle Mühe gegeben, so gut sie können Russisch zu sprechen, entweder ganz fließend bis hin zu sehr gebrochen. Das war eine Situation, da wären politische Statements völlig unangebracht gewesen und das hat niemand gemacht. Es hätte ja auch passieren können, aber eher ausnahmsweise, dass jemand gesagt hat, ich lasse mich nicht behandeln, nur weil ich jetzt nicht Russisch sprechen möchte.

Bemerkungen zum ersten Interview

Sowohl Anastassia als auch Greta reflektieren über den unterschiedlichen Status und die unterschiedliche Behandlung von ukrainischen Neuankömmlingen in Deutschland (da diese aufgrund von Zwangsmigration nicht als Flüchtlinge eingestuft werden, sondern innerhalb eines EU-Rechtsrahmens vorübergehenden Schutz erhalten). Anastassia findet es unfair gegenüber anderen Geflüchteten, dass Ukrainer*innen anders behandelt werden. Greta erinnert sich an die Schwierigkeiten, als sie als Kontingentflüchtling mit ihren Eltern ankam – Kontingentflüchtlinge wurden damals auch anders behandelt –, und mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten. Sie empfindet es als schmerzhaft, dass das Migrationsverfahren für Ukrainer*innen heute einfacher zu sein scheint.

Ironischerweise führte die Sprachsituation in der ehemaligen Sowjetunion dazu, dass Jüdinnen*Juden, einschließlich der Familien von Greta und Anastassia, dazu übergingen, Russisch (und nicht Jiddisch/Ukrainisch) zu sprechen, das, wie bereits erörtert, als eine Sprache mit besserem Ansehen galt. Nun wird ihre bzw. die sprachliche Identität ihrer Eltern als Russischsprachige wiederum in Frage gestellt. Anastassia berichtet vom Rat ihrer Mutter, sie sollten nicht so laut Russisch sprechen. Auch Gretas Eltern wollen

ihren russischen Sprachgebrauch verbergen und erklären, dass sie eigentlich Juden aus der Ukraine und keine Russen sind.

Wie bereits hervorgehoben, sind die Gedanken und Vorstellungen der Frauen nicht als repräsentativ für russischsprachige Jüdinnen*Juden in Berlin/ Deutschland zu nehmen. Ihre Sichtweisen sind persönlich, sie liefern jedoch auch allgemeine Aufschlüsse über das Leben von russischen jüdischen Frauen in Berlin/Deutschland während der russischen Aggression gegen die Ukraine, und darüber, welches Verhältnis sie zur russischen Sprache haben. Die Interviews zeigen, wie sehr Sprachenpolitik, Sprachgebrauch und Vorurteile/Einstellungen zur Sprache voneinander abhängig sind. Sie zeigen auch, wie die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen von außen bestimmt und somit erzwungen werden kann. Die Notwendigkeit, sich zu verteidigen und zu erklären, dass man nicht (einfach) »Russe« ist, ist sowohl in Anastassias als auch in Gretas Wahrnehmung präsent. Der Umstand, dass Gretas Ehemann aus Russland stammt und Anastassias Verwandte in der Ukraine leben, zeigt, wie sehr – abgesehen von der russischen Sprache – ihre Familiengeschichten sowohl mit Russland als auch mit der Ukraine verbunden sind.



Greta und Anastassia
Foto: Linda Paganelli



Interview am 15. Mai 2023

Ein halbes Jahr später führte ich ein weiteres Gespräch mit Anastassia und Greta, um herauszufinden, ob und wie sich ihre Wahrnehmungen und Einstellungen im Laufe des Krieges verändert haben.

Russischsprechend in Berlin

Greta:

Zu Beginn des Krieges waren meine Familie und ich verunsicherter, wo man mit wem auf Russisch unbeschwert sprechen kann. Mittlerweile hat leider ein Gewöhnungseffekt stattgefunden, da der Krieg länger dauert, als so mancher erwartet hätte. Dennoch, an Orten, die sich früher wie ein Safe Space angefühlt haben, wie beispielsweise ein russischer Supermarkt, ist man nicht mehr unbeschwert. Man passt mehr auf, mit wem man über den Krieg spricht, da man nicht sicher sein kann, welche politische Meinung diese Person vertritt und ob ein Gespräch nicht schnell in Streit ausbrechen kann. Man ist zurückhaltender geworden, um Konflikten zu entgehen. Auch meine Assoziationen gegenüber russischsprechenden Passanten haben sich verändert. Während ich noch vor dem Krieg zunächst an Kontingentflüchtlinge oder Russlanddeutsche gedacht habe, sobald ich einer russischsprachigen Person begegnet bin, frage ich mich nun häufiger, ob es womöglich Geflüchtete aus der Ukraine sind, welches Schicksal diese Menschen getroffen hat, ob sie ihre Heimat vermissen und ob sie sich hier wohlfühlen.

Anastassia:

Ich habe selten, aber gelegentlich Menschen um mich herum, die sagen, dass sie mit Russen nichts zu tun haben wollen, auch nicht in deren Nähe irgendwie stehen wollen. Dabei »lesen« sie mich aber als Deutsche und verstehen gar nicht, dass ich mich auch ein Stück weit davon angesprochen fühle. Ich habe auch das Gefühl, dass viele unter den Geflüchteten gewisse kritische Stimmen entwickeln der Position der ukrainischen Regierung gegenüber. Zwar nicht in Bezug auf Russland, aber in Bezug auf das Verhältnis zu Deutschland und auch da, hab ich das Gefühl, werde ich eher als Deutsche gelesen und auch in diese Debatte als Deutsche einbezogen und nicht mehr als Russin.



Wie ist es jetzt, in der Berliner Öffentlichkeit Russisch zu sprechen?

Greta:

Es ist meiner Mutter weiterhin teilweise unangenehm Russisch zu sprechen, wenn sie beide [i.e. Gretas Eltern] in der Öffentlichkeit sind. Sie hat im Hinterkopf, dass sie jederzeit angesprochen oder eventuell sogar beschimpft werden könnte. Die Entspanntheit mit der Sprache ist teilweise verloren

gegangen. Es ist beiden nicht dauerhaft bewusst, sie fürchten sich nicht oder halten sich absichtlich zurück, aber ab und zu kommt es ihnen beispielsweise beim Spazierengehen im Park in den Kopf und sie sind verunsicherter als früher.

Anastassia:

Ich habe keine Bedenken Russisch in der Öffentlichkeit zu sprechen. Meine Mutter auch nicht. Sie hat, glaube ich, in der vergangenen Zeit auch sehr viel an ihrer Einstellung geändert. Es hat sich jetzt gelegt, dass Menschen sehr kompromisslos die ukrainische Sprache verteidigen. Viele Ukrainer und auch Deutsche sehen Russisch als Ressource und nicht als ein Feindbild. So nehme ich das zumindest wahr. Deswegen ist es jetzt nicht mehr so akut. Was mir aber immer wieder auffällt: Dass, wenn jemand hört, dass wir Russisch sprechen, dann kommt es manchmal vor, dass Passanten, die vorher ebenfalls Russisch gesprochen haben, plötzlich auf Ukrainisch wechseln, um zu signalisieren: »Wir sind nicht so wie ihr.« Aber das ist auch nicht feindselig gemeint, oder so nehme ich das zumindest nicht wahr.

Beziehung zur Herkunft und zur russischen Sprache

Greta:

Weder meine Eltern noch ich empfinden, dass wir eine russische Herkunft haben, wir haben auch keine starke emotionale Verbindung zur russischen Sprache. Die jüdische Herkunft dominiert, da es auch diese ist, welche einem bereits in der Sowjetunion unweigerlich von außen stets gespiegelt wurde. Man war sowjetischer Staatsbürger, aber an erste Stelle immer noch Jude, Jüdin. Obwohl keiner von uns Jiddisch beherrscht, ist auch hierbei Jiddisch meiner Familie emotional näher als Russisch. Russisch kam geschichtsbedingt in unsere Familiengeschichte, im Verhältnis zu Jiddisch ist es aber nur ein zeitlicher Bruchteil. Die Generationen meiner Großeltern und Eltern haben aber das Gefühl, dass Russisch eine Art kollektive jüdische Sprache ist, stärker als meine Generation, die mit Deutsch als Muttersprache aufgewachsen ist. Dennoch wird auch in der jüngeren Generation das Verwenden von Insidern auf Russisch dazu genutzt, um eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe aufzuzeigen und damit zu signalisieren: »Ich verstehe dich, unsere Familien haben ähnliche Erfahrungen gemacht, uns verbindet eine ähnliche Vergangenheit und damit Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicksalsgemeinschaft.« Wenn ich ein Kind haben sollte, würde mein Mann versuchen, mit dem Kind Russisch zu sprechen. Und wenn das Kind älter wäre und Spaß daran findet, würde meine Mutter ihm mehr Russisch beibringen.

Anastassia:

Die russische Sprache, gerade im Kontext der sowjetischen Sozialisation, spielt eine große Rolle, da sie auch besondere Codes beinhaltet, die wieder-

um auf eine besondere jüdische Kollektivität zurückführen. Für mich sind diese Codes noch erkennbar und auch für viele ein Indiz dafür, dass wir als »aschkenasische Juden alle aus einem Shtetl sind«. Wir sprechen bei uns in der Familie Russisch mit einander. Für unsere Eltern ist es die hauptsächlichste Kommunikationssprache. Also wird mein Kind [Anastassia ist hochschwanger] auch Russisch lernen. Sprachen werden bei uns grundsätzlich sehr hoch geschätzt. Also, je mehr Sprachen das Kind kann, desto besser.

Gibt es (andere) Kontinuitäten und/oder Veränderungen im Zusammenhang mit dem andauernden Krieg seit unserem letzten Gespräch?

Greta:

Wenn ich im Bildungs- oder Kulturkontext Interviews gebe oder referiere, wird auf meine Herkunft ein größeres Augenmerk gerichtet als früher, vor der Eskalation des Krieges. Diente die Aussage, dass ich in Odesa geboren bin, früher eher als Identifikator dafür, mich als Kontingentflüchtling zu kennzeichnen, ist es heute mehr als das. Meine Meinung und Stellung zum Krieg rücken in den Vordergrund. Auch sehe ich mehr Bildungsangebote, beispielsweise Diskussionsabende oder Fachtagungen von Anbietern jüdischer Erwachsenenbildung deutschlandweit, die sich dem Thema widmen und die Identität der hier lebenden Jüdinnen und Juden im Rahmen der Ereignisse diskutieren. Dadurch wird ein größerer Fokus auf diese Gruppe gelegt, als dies früher der Fall war. Ich finde das einerseits spannend, wichtig und richtig, andererseits traurig, dass erst ein Krieg in der ehemaligen Heimat zum Auslöser wurde oder zumindest als anstoßender Faktor kommen musste, damit einer Gruppe, die 92% der hier lebenden jüdischen Gemeinschaft ausmacht, mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Anastassia:

Nach wie vor sind wir mit Geflüchteten, denen meine Familie seit Februar 2022 geholfen hat, in engem Kontakt. Wir haben viele neue Menschen aus der Ukraine kennengelernt. Mit einigen sind wir schon sehr eng verbunden und befreundet. Es gibt sehr viele in Berlin, die inzwischen über die Zeit gute Freunde geworden sind. Viele fangen an, Fuß in Deutschland zu fassen, in Berufe einzusteigen. Auf der anderen Seite bin ich beruflich weiterhin sehr involviert in die Auseinandersetzung mit der Geflüchteten-Hilfe und Integration in den Alltag und Beruf. Die Jewish Agency in Deutschland hat dieses Jahr eine Kooperation mit der Hilfsorganisation HIAS Europe angefangen und Projekte ausgeschrieben für Organisationen und Initiativen, die Geflüchteten helfen. Wir veranstalten Seminare und Konferenzen zum Thema, wie wir als jüdische Community mit den Fragen der Flucht umgehen. Welche Verantwortung trägt die jüdische Gemeinschaft den Geflüchteten gegenüber aus der Ukraine, egal, ob sie jüdisch sind oder nicht? Das bedeutet, dass ich beruflich weiterhin mit dem Thema auch auf struktureller Ebene stark verbunden bin. Emotional habe ich das Gefühl, dass viele, die nach Deutschland gezogen sind und sich entschieden haben, in Deutsch-

land zu bleiben, sich langsam einleben und zu ihrem Alltag finden. Somit ist das Thema des Krieges im Alltag definitiv ein wichtiges, aber eher in den Hintergrund gerücktes Thema geworden, um die Handlungsfähigkeit der Betroffenen zu ermöglichen.

Bemerkungen zum zweiten Interview – Wandel von Anastassias und Gretas Wahrnehmungen

Bei unserem zweiten Gespräch ein halbes Jahr später zeigt sich, dass Greta vorsichtiger geworden ist. Sie achtet mittlerweile darauf, mit wem sie über den Krieg spricht, und sie fühlt sich weniger sicher an Orten, die sie früher als sicher empfand. Ihre Mutter ist nach wie vor ängstlich, Russisch in der Öffentlichkeit zu sprechen. Greta beobachtet, wie das Spektrum der Russischsprecher*innen in Berlin sich erweitert, da neben den Spätaussiedler*innen und Kontingentflüchtlingen nun auch Geflüchtete aus der Ukraine dazugehören. Sie berichtet, dass durch den Krieg ihre ukrainische Herkunft in den Vordergrund gerückt sei und sich seit der Eskalation des Krieges die Aufmerksamkeit auf russischsprachige Jüdinnen*Juden erhöht habe. Eine gebührende Anerkennung, die sie vorher vermisst hat, erfahre diese Gruppe ihrer Meinung nach erst jetzt und traurigerweise durch den Krieg.

Anastassia fühlt sich als Deutsche wahrgenommen, was möglicherweise zeigt, dass sie ihre jüdisch-russische Herkunft und Identifikation nach außen hin verbirgt. Anstatt ihre Biografie offenzulegen und deutlich zu machen, dass sie eben doch nicht (nur) eine Russin aus Moskau ist – was sie laut dem ersten Interview generell getan hat –, scheint sie nun ebenfalls zurückhaltender geworden zu sein.

Greta betont, dass durch den Krieg die Unbeschwertheit beim Russischsprechen verloren gegangen ist, während Anastassia hervorhebt, dass die russische Sprache auch von Ukrainer*innen und Deutschen als Ressource wahrgenommen wird. Anastassia berichtet, dass viele Freundschaften mit Ukrainer*innen entstanden sind. Ihr Fokus liegt auf dem Hier und Jetzt und der Handlungsfähigkeit der Neuankömmlinge. Damit schiebt Anastassia für sich den Krieg und die Ereignisse in Russland und der Ukraine ein Stück weit beiseite, um sich auf das Leben in Deutschland zu konzentrieren, das hier gemeinsam mit Ukrainer*innen aufgebaut wird.

In unserem ersten Gespräch erwähnte Greta, wie organisch für ihre Eltern der Übergang zum Russischen war und dass sie das Aufgeben des Jiddischen praktisch nicht als einen Verlust wahrgenommen haben. Sie empfanden es in der Sowjetunion als selbstverständlich, ausschließlich Russisch zu sprechen, da das Russische anderen Sprachen gegenüber als überlegen galt. In unserem zweiten Gespräch jedoch verneint Greta eine emotionale Bindung an das Russische. Russisch ist in Gretas Worten »eine geschichtsbedingte Sprache«, die durch die sowjetische Sprachpolitik im Leben der Menschen verankert wurde. Sie und ihre Familie fühlen sich eher dem Jiddischen, ihrer verlorenen Sprache, verbunden, da sie in erster Linie Jüdinnen*Juden

sind. Greta verstärkt nun ihre Distanz zum Russischen, was meiner Meinung nach auf die Aggression Russlands gegenüber der Ukraine zurückzuführen ist. Gleichzeitig wird ihr bewusst, dass Russisch zu einer Art kollektiver jüdischer Sprache geworden ist, insbesondere für die älteren Generationen, aber auch für sie selbst.

Eine Erkenntnis Anastassias ist, dass für sie persönlich das Russische eine jüdische Konnotation hat, die auf die Geschichte des aschkenasischen Judentums zurückgeht. Damit schafft sie eine gewisse Distanz zum Russischen im nur »russischen« Sinne und betont das aus ihrer Sicht Jüdische an der Sprache. Zugleich berichtet sie, dass Russisch die Kommunikationssprache in ihrer Familie ist und auch ihr Kind Russisch lernen werde. Sie trifft jedoch keine eindeutige Aussage darüber, ob sie selbst mit ihrem Kind Russisch sprechen wird. Auch Greta bleibt vage, was die Spracherziehung eines möglichen Kindes anbelangt: Einerseits möchte sie, dass ihr Kind Russisch lernt, andererseits aber weist sie die Aufgabe ihrer Mutter zu, dem Kind die Sprache beizubringen. Beide Frauen äußern eine gewisse Ambivalenz, was die Weitergabe des Russischen betrifft. Sprache, egal welche, ist ein Reichtum und ein Geschenk, darin sind sich beide einig. Es wird deutlich, dass der Wunsch besteht, diese Sprache nicht verloren gehen zu lassen, sondern sie an die nächsten Generationen weiterzugeben, ihre eigene Rolle dabei bleibt aber uneindeutig.

Die Gespräche mit Anastassia und Greta haben, so ist mein Eindruck, ihre Selbstwahrnehmung intensiviert und gestärkt. Mehr Gespräche dieser Art – über jüdische/spätaussiedlerische/russische/ukrainische Erfahrungen und Perspektiven, gerade auch durch eine hybride Linse, da oft vielfältige Identitäten zusammenkommen – könnten meiner Meinung nach dazu beitragen, Dichotomien zwischen in Deutschland lebenden postsowjetischen, russischen und ukrainischen Zugewanderten zu überwinden. Dies wird auch in einem Nachkriegsszenario wichtig sein, da die russische und ukrainische Bevölkerung in Deutschland weiterhin koexistieren wird und der Dialog in der Zukunft genauso wichtig sein wird wie heute.

Literaturverzeichnis

- Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaften (2001): RICHTLINIE 2001/55/EG DES RATES vom 20. Juli 2001 über Mindestnormen für die Gewährung vorübergehenden Schutzes im Falle eines Massenzustroms von Vertriebenen und Maßnahmen zur Förderung einer ausgewogenen Verteilung der Belastungen, die mit der Aufnahme dieser Personen und den Folgen dieser Aufnahme verbunden sind, auf die Mitgliedstaaten. <https://eurlex.europa.eu/legalcontent/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:32001L0055&from=DE> (11. April 2023)
- Beck, V. (2019): Wider die Ungleichbehandlung der Rückkehrer. Spätaussiedler und jüdische Zuwanderer im Renten- und Staatsbürgerschaftsrecht. In: Osteuropa, 9:11, S. 133–165.
- Becker, F. (2001): Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biografische Erfahrung im Migrationsprozess. In: Göttisch, S. und Köhle-Hezinger, C. (Hg.): Komplexe Welt, S. 389–399. Jena: Waxmann.
- Casteel, J. (2018): Transcultural Memories among Russian-German and Russian-Jewish Migrants in Germany: Literature, Museums, and Narrations of the Soviet Past. In: Dönninghaus V. et al. (eds): Jenseits der »Volksgruppe«. Neue Perspektiven auf die Russlanddeutschen zwischen Russland, Deutschland und Amerika, S. 179–204. Berlin: De Gruyter.
- Dietz, B. (2006): Aussiedler in Germany: From smooth adaptation to tough integration. In: Lucassen L. et al. (eds): Paths of integration. Migrants in Western Europe. 1880–2004, S. 116–138. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Dostál, P. & Knippenberg, H. (2013): The »Russification« of Ethnic Minorities in the USSR. In: Soviet Geography, 20:4, S. 197–219.
- Eggerz, S. (2006): In a Post-Holocaust Era: Germany Welcomes Jews. The American Council for Judaism. http://www.acjna.org/acjna/articles_detail.aspx?id=406 (25. April 2023)
- Europäische Kommission: Vertretung in Deutschland (European Commission: Representation in Germany) (2022, September 30). Visa für russische Staatsbürger: Kommission mahnt strengere Sicherheitskontrollen an. https://germany.representation.ec.europa.eu/news/visa-fur-russische-staatsburger-kommission-mahnt-strengere-sicherheitskontrollen-2022-09-30_de (11. April 2023)
- European Commission. Ukraine: Commission proposes temporary protection for people fleeing war in Ukraine and guidelines for border checks (2022, March 2). https://neighbourhood-enlargement.ec.europa.eu/news/ukraine-commission-proposes-temporary-protection-people-fleeing-war-ukraine-and-guidelines-border-2022-03-02_de (11. April 2023)
- Gitelman, Z. (1991). The Evolution of Jewish Culture and Identity in the Sovi-

et Union. in: Ro'i, J. and Becker, A. (eds). *Jewish Culture and Identity in the Soviet Union*. S. 3–26. New York: New York University Press.

Hirsland, K. (2009). Evaluierungsbericht, Aufnahmeverfahren für jüdische Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. BAMF. <https://files.germany.ru/wwwthreads/files/8-39769702-evaluierungsbericht-juedische-zuwanderung.pdf> (25. April 2023)

HumHAG; Gesetz über Maßnahmen für im Rahmen humanitärer Aktionen aufgenommene Flüchtlinge. Bundesgesetzblatt. (1980), BGBl. I S. 1057. https://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav#__bgbl____1681204953051. (25. April 2023)

Kaiser, M. and Schönhuth, M. (2016): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript Verlag.

Kessler, J. (2003): Umfrage 2002: Die Mitgliederbefragung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. HaGalil.com. <http://www.berlin-judentum.de/gemeinde/mitgliederbefragung.htm> (25. April 2023)

Kranz, D. (2015): *Israelis in Berlin. Wie viele sind es und was zieht sie nach Berlin?* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Kühl, J. (2000): Minorities, Identity, Germany, and the Germans. In: Runblom, H. (ed): *Migrants and the Homeland. Images, Symbols and Realities*. Uppsala Multiethnic Papers 44. S. 254–264. Uppsala: Uppsala University.

Körber, K. (2015): Zäsur, Wandel oder Neubeginn? Russischsprachige Juden in Deutschland zwischen Recht, Repräsentation und Realität. In: Körber, K. (Hg): *Russische-jüdische Gegenwart in Deutschland: Interdisziplinäre Perspektiven auf eine Diaspora im Wandel*, S. 13–36. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Panagiotidis, J. (2016). Sifting Germans from Yugoslavs: Co-ethnic Selection, Danube Swabian Migrants, and the Contestation of Aussiedler Immigration in West Germany in the 1950s and 1960s. in: Coy, J. et al. (eds): *Migration in the German Lands. 1500–2000*, S. 209–226. New York: Berghahn.

Panagiotidis, J. (2019). *The Unchosen Ones. Diaspora, Nation, and Migration in Israel and Germany*. Bloomington: Indiana University Press.

Panagiotidis, J. (2021). *Postsowjetische Migration in Deutschland. Eine Einführung*. Weinheim: Beltz.

Pavlenko, A. (2008). Multilingualism in Post-Soviet Countries: Language Revival, Language Removal, and Sociolinguistic Theory. In: *International Journal of Bilingual Education and Bilingualism*. 11:3–4, S. 275–314.

Peck, J. M. (2006): *Being Jewish in the New Germany*. London: Rutgers University Press.

Plamper, J. (2019): *Das neue wir. Warum Migration dazugehört. Eine andere Geschichte der Deutschen*. Frankfurt/M: S. Fischer.

Pürckhauer, A. (2022). Postsowjetische Migration in Deutschland. Mediendienst Integration. <https://mediendienst-integration.de/artikel/postsowjetische-migration-in-deutschland.html> (11. April 2023).

- Remennick, L. (2007). *Russian Jews on Three Continents*. New Jersey: Transaction Publishers.
- Ro'i, Y. (1991). The Role of the Synagogue and Religion in the Jewish National Awakening. In: Ro'i, J. and Becker, A. (eds). *Jewish Culture and Identity in the Soviet Union*, S. 112–135. New York: New York University Press.
- Runge, I. (1995). *Ich bin kein Russe. Jüdische Zuwanderung zwischen 1989 und 1994*. Berlin: Dietz Verlag.
- Schoeps, J. H. (2018). Saving the German-Jewish Legacy? On Jewish and Non-Jewish Attempts of Reconstructing a Lost World, in: Fireberg, H; Glöckner, O. (eds): *Being Jewish in 21st-Century Germany*, S. 46–59. Berlin: De Gruyter.
- Silver, B. (1975). Social Mobilization and the Russification of Soviet Nationalities. In: *The American Political Science Review*, 68:1, S. 45–66.
- Spolsky, B. (1999). Second-Language Learning. In: Fishman, J. (ed.): *Handbook of Language and Ethnic Identity*. Oxford & New York: Oxford University Press.
- Statistisches Bundesamt: Ausländische Bevölkerung nach Geschlecht und ausgewählten Staatsangehörigkeiten am 31.12.2021. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Tabellen/auslaendische-bevoelkerung-geschlecht.html> (11. April 2023).
- UNCHR. Operational Data Portal, Ukraine Refugee Situation. <https://data.unhcr.org/en/situations/ukraine> (11. April 2023).
- UNHCR. Ukraine Emergency. <https://www.unrefugees.org/emergencies/ukraine/> (11. April 2023)
- von Koppenfels, A. K. (2014). *Migrants or Expatriates? Americans in Europe*. London: Springer.
- Wingstedt, M. (1996). *Language Ideology and Minority Language Policies: A History of Sweden's Educational Policies Towards the Saami, Including Comparison to the Tornedalians*. Stockholm: Stockholm University.

Über die Autorin

Jonna Rock promovierte in Südslawistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre bisherige Forschung ist interdisziplinär und verbindet Ansätze aus der Soziologie und Ethnographie mit Elementen der Oral History sowie der Politik- und Sozialgeschichte. Jonna Rock ist Autorin des Buchs *Intergenerational Memory and Language of the Sarajevo Sephardim* (2019, Palgrave Macmillan) und Verfasserin diverser Aufsätze und Beiträge, u.a. in *Judaica Petropolitana* (The Hebrew University), *Nationalities Papers* (Routledge) und *Osteuropa* (DGO). Sie hat über post-sowjetische Zuwanderung nach Deutschland als Sylke Tempel Fellow des Deutsch-Israelischen Zukunftsforums (Berlin) geforscht. Derzeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Zentrum für Integration und Migration (Berlin) und arbeitet an einem Projekt über geflüchtete Frauen aus der Ukraine in Deutschland.

